

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, den 27. Februar 1932

Nummer 8

Büchse aus Cayenne.

Die Abenteuer eines Sträflings, erzählt von Otto König.
Die Nachlässigkeit eines seiner Vorgesetzten brachte den Pariser Buchhalter Henri Simon auf den Einfall, die mangelhafte Überwachung auszunutzen. Er versuchte es mit einer kleinen Unternehmung und fand Gefallen am leichten Gewinn.

Bald aber genügt ihm die kleinen Summen nicht mehr. Er setzt sich mit einem Notariatsgehilfen in Verbindung, dessen Arbeitgeber Kunde der Bank war. Beide arbeiteten nun durch Fälschungen Geld in Hand und betrogen die Bank um erhebliche Beträge.

Eines Tages aber kam es zwischen ihnen zum Streit. Simon zog das Messer, und der andere blieb liegen.

Zwei Monate lang suchte die Polizei den Täter. Simon lag inzwischen in aller Ruhe hinter seinen Bankhalter. Er war sicher, alle Spuren verwischt zu haben. Er irrte sich. Geringfügige Anhaltspunkte lenkten den Verdacht eines jungen Delinquenten namens Goron auf ihn. Man verhaftete Simon hinter dem Schalter weg, er gelangt unter dem Druck des Verhörs und kam auf Lebenszeiten nach Cayenne.

Die ersten drei Jahre verbrachte Simon auf der Insel St. Joseph, deren Lage jeden Fluchtversuch unmöglich machte. Er führte sich mühsam und wurde in das Straflager St. Laurent auf dem Festland verlegt. Dort lernte er einen Mitgefangenen kennen, Perrin, der wie er zur Flucht entschlossen war. Sie wollten diese bei erster Gelegenheit gemeinsam unternehmen.

Simon übernahm die Leitung. Durch Mittelsmänner kam er mit Gossin, einem ehemaligen Sträfling, in Verbindung treten, der im benachbarten Niederländisch-Guayana allem Anschein nach als friedlicher Händler lebte. Sein Hauptgeschäft bestand darin, Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Ihm kam es freilich weniger auf die paar Franken an, die er sich hierfür von jedem Sträfling zahlen ließ, er unterhielt vielmehr in Frankreich ein ausgebreitetes Netz von Agenten, die er sofort auf die Spur der Heimgekehrten begibt, um aus diesen Zeit ihres Lebens durch Drohungen mit einer Anzeige Geld zu erpressen. Die Gefangenen ahnten nichts von Gossins Betrug. Nur Simons Verdacht wurde durch eine belanglose Bemerkung eines Mittelsmanns erregt. Er war phantasiebegabter Verbrecher genug, um sich — durch Beobachtungen unterstützt — ein annähernd klares Bild über Gossins Tätigkeit machen zu können. Dennoch vertraute er sich dem Manne an. Gegenmaßnahmen mochten später folgen.

Dank der seit längerer Zeit beobachteten Unachtsamkeit eines Postens konnten Simon und Perrin am verabredeten Tage aus dem Lager entkommen. Sie folgten den Anweisungen Gossins und stiegen nach halbtägiger Wanderung auf den ehemaligen Sträfling. Dem fiel sofort eine Ähnlichkeit zwischen beiden Verbrechern auf. Er hielt sich aber nicht lange bei dieser Feststellung auf, sondern verließ die Flüchtlinge, um das Boot, das sie über die Grenze bringen sollte, zu holen.

Als er nach einigen Stunden zurückkehrte, traf er nur einen Sträfling an. Der hatte das halbe Gesicht mit einem Reineisen verbunden und leuchtete. „Simon hat Streit angefangen und mich mit einem Ast geschlagen. Ich möchte mich. Sein Kopf war mir, und jetzt liegt er dort unten im Stumpf.“ Gossin fluchte. Er hatte etwas von einem verlorenen Kunden, für den der andere doppelt werden zahlen mußte. Der verdacht ihn und sagte kein Wort.

Zwei Wochen später fuhr der Flüchtling mit dem holländischen Dampfer, auf dem ihn Gossin als Heizer untergebracht hatte, nach Marokko ab. Der Händler lagte berichtet, als er am Kai stand und dem Schiff nachsah. Er hatte in den zwei Wochen, in denen sie zusammen lebten, genug über Louis Perrin, den Mörder aus Lyon, erfahren, um drüben in Frankreich jederzeit durch seine Agenten die Polizei auf ihn legen zu können.

In Marokko verließ den holländischen Dampfer ein Mann, dem während der Fahrt ein schwarzer Bollenbart gewachsen war. Mit seiner Beute kaufte er sich einen anständigen Anzug und sah nun Betrüger aus. Er bemühte sich um eine Stellung und hatte Glück. Destin, wie sich der ehemalige Sträfling jetzt nannte — die nötigen Papiere hatte ihm Gossin beschafft —, wurde Buchhalter in einem Importgeschäft.

Sieben Jahre später hatte er sich zum Teilhaber einer kleinen Bank emporgearbeitet. Von Zeit zu Zeit glaubte er beobachtet zu werden. Zweifellos waren ihm Gossins Agenten auf der Spur. Er ließ sich nicht fören, und wieder nach ein paar Jahren konnte er eine größere Pariser Bank kaufen.

Da erschien eines Tages ein Fremder in seinem Büro: „Herr Destin, wenn Ihnen etwas daran liegt, daß die Polizei nicht erfährt, wo Louis Perrin, den Mörder aus Lyon, sich aufhält, so bitte ich um sofortige Zahlung von hunderttausend Franken. Es wäre ja schade, würde Ihre verheißungsvolle Kaufbahn wieder nach Cayenne führen. Herr Destin-Perrin!“ Der Bankier ließ den Erpresser hinauswerfen.

Am nächsten Tage meldeten sich ein paar Geheimpolizisten aus Lyon. Sie waren verlegen und bedauerten, Herrn Destin belästigen zu müssen. Ein absurder Verdacht sei gegen ihn ausgesprochen worden, und Herr Destin möchte die Lebenswürdigkeit besitzen, seine Fingerabdrücke mit denen eines gewissen Perrin aus Lyon vergleichen zu lassen. Der Bankier war so gutig. Er machte selbstbestimmt, als die Polizisten feststellten: „Natürlich! Sie haben auch nicht das Geringste mit Perrin zu tun.“ Sie empfahlen sich unter Entschuldigungen.

Nun lag seit einiger Zeit ein neuer Mann auf dem Posten des Chefs der Pariser Kriminalpolizei, Goron. Der hörte vom Besuch der Lyoner Kollegen bei dem bekannten Bankier Destin, und der Fall gab ihm zu denken. Vor einem Jahr schon hatte er das Bild des Bankmannes in der Zeitung gesehen und sich gefragt: „Warum kommt mir der Mann so bekannt vor?“ Damals fand er keine rechte Antwort.

Jetzt aber brachte ihn der Lyoner Besuch auf einen Gedanken. Die Kollegen hatten einen Flüchtling aus Cayenne gesucht. Goron schlug die Listen der Fluchtmeldungen aus Cayenne auf und suchte den Namen Perrin. Er fand ihn: Zusammen mit Henri Simon geflüchtet.

Simon! Goron wachte jetzt, an wen ihn Destin erinnerte. Er schaute sich aber davor, unter Umständen eine ähnliche Absicht zu erleben wie seine Kollegen aus Lyon. Er ließ die Sache diplomatischer an. Er bat eine ihm bekannte Dame der Pariser Gesellschaft, zu ihrem nächsten Abend auch den Bankier Destin einzuladen. Er wollte die Gäste durch einen Vortrag über die neuesten Methoden der Identifizierung von Verbrechern unterhalten.

Destin kam. Er lagte ein wenig verlegen, als Goron im Laufe des Vortrages sagte: „Ich werde mit Hilfe meiner Weisheit an einem der Herren praktisch zeigen, wie die Identifizierung erfolgt. Herr Destin, würden Sie die Lebenswürdigkeit haben, mir bei dieser Vorführung Ihre Hilfe zu leisten?“ Ein paar Minuten später war der Bankier Destin systematisch gemessen.

Am anderen Morgen ließ sich Goron in Destins Büro nieder. Er legte dem Bankier schweigend zwei anthropometrische Maßkarten vor. Auf der einen stand „Destin“, auf der anderen „Henri Simon“. Ihre Angaben stimmten

Das Geständnis / Skizze von P. Wild

Im Buchhalter des Konfektionsgeschäftes erregt die „Neue“ Aufsehen, weil sie sich von den anderen abhebt. In der Arbeit ist sie geschäftig und besitzt schon seinen Geschmack, daß die Direktrice sie bei Geschmacksfragen bald zu Rate zieht. Bevorzugung und Aufstieg erwecken Neid, überall im Leben, auch im Arbeitsatmosphäre der Schneiderinnen. In den Pausen gibt es Sticheleien, welche die „Neue“ überhört, eine Art Abwehr, die man ihr wiederum verübelt.

Auch hier freist das Zeitgepfeil: Kündigung. Im Atelier ist es von jeher üblich, die Zulassungsgestellten im Notfall zuerst zu entlassen. Eins stellen alle mit einer gewissen Genehmigung fest, die Erste wird also die „Neue“ sein.

Lohnstag. Bei der Zahlung erhalten die Arbeiterinnen ihre Kündigung, aber die „Neue“ ist nicht unter ihnen. Im Gegenteil. Die Direktrice hat ihr eine besonders schwierige Arbeit anvertraut. Ein elegantes Abendkleid, das sie mit kostbaren, echten alten Spitzen garniert. Ruhig tut sie ihre Arbeit, während sich die verzweifelte Wut der Abgebauten lärmend gegen sie wendet.

Unbemerkte ist die Direktrice eingetreten. Jäh verehrt der Kärm. „Fräulein Heller, kommen Sie mit zum Chef!“ winkt sie ihr. Beifolgt dem „Neue“ das kostbare Kleid auf das Seitenbreit der Maschine, ehe sie der anderen folgt.

Hinter scharfen Augenblinzeln betrachtet der Abteilungschef die vor ihm Stehende, weist mit kurzer Bewegung auf ein paar Modzeichnungen auf dem Schreibtisch. „Also die haben Sie gemacht, Fräulein?“ Sie nickt.

„Ja, ja“, streicht er über das glattrasierte Kinn, „find ganz nett, brauchbar. Wo haben Sie das gelernt?“ Langsam hebt sie den feinen Kopf, sieht ihn ruhig an: „Auf der Kunstakademie.“ Ueberhaupt sieht er auf. „So, so, hm, ja. Kunstakademie. Dann sind Sie wohl unter falscher Wäsche ins Atelier gekommen? Sie sind keine Arbeiterin? Was wollen Sie hier?“

Ein wehes Lächeln hebt um ihre Lippen. „Ich muß Geld verdienen.“ Dabei denkt sie an ihre jüngere Schwester, der sie das Studium bezahlt. „Gabe ich meine Pflicht nicht erfüllt?“ fragt sie bestimmt.

Wie geschäftig sie seinen Fragen wehrt. So umgeht er eine direkte Antwort, streicht in gewohnter Bewegung über das Kinn: „Die Skizzen zeigen Geschmack, mehr, ausgeprochenes Fingerfertigkeitgefühl für das Kleiden der Modellen.“ Er verstimmt, in stillen Abwarten bleibt sie stehen, verleiht keine Antwort, nichts. „Schön. Also die Sache ist die, habe mir überlegt, wollen einen Vortrag machen. In nächster Zeit muß ich nach Berlin und Wien, zur Saisonvorführung der Modelle. Sie werden mich begleiten. Wollen Sie?“

genau überein. „Henri Simon“, sagte der Beamte, „ich verhafte Sie. Sie haben auch noch Ihren Kameraden Louis Perrin entlassen.“

„Ja“, sagte der Verbrecher ruhig. Und dann erzählte er mit einem gewissen Stolz, wie er den Mord begangen hatte, um später Gossins Agenten zu entgehen. „Ich hatte nicht mit Ihnen gerechnet“, schloß er verbindlich. „Dann tritt ein plötzlich eine Schandale in meinem Schreibtisch heraus. Bevor Goron ihn daran hindern konnte, schloß er sich eine Kugel durch die Schläfe.“

Ein gewisser Herr Fufnagel.

Erzählung von Franz Rebernick-München.
Einbundesfischer Beamte arbeiteten in der Bank, die besonders durch zwei Dinge berühmt geworden war. Einmal dadurch, daß sie die höchsten Zinsen für gewöhnliche Darlehen erbot, hingegen die niedrigsten Zinsen für die Einlagen zahlte, und sodann durch die Tatsache, daß der geschäftsführende Direktor bei den Angestellten als ein überaus gewalttätiger jähzorniger Mensch galt. Er kannte nur eine Liebe: das Geld, und dieser Leidenschaft wurde alle andere untergeordnet. Die Beamten nannten ihn einfach den Menschenfresser.

Die Angestellten der Bank bemühten sich, es dem Menschenfresser an Ungefelligkeit gleich zu tun. Wer auch nur den geringsten Ehrgeiz besaß und die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, erlitt ein Schicksal, das sich nur in dem Kommando des Mannes und her flogen, als sei die Bank eine Kaserne.

Ein gewisser Herr Fufnagel aus der Buchhaltung war eine ganz besondere Erscheinung; seine Stimme ließ sich sozulegen den ganzen Tag nicht hören. Wenn sein Vorgesetzter ihn zu sich rief, eilte Fufnagel lautlos über den Gang und erschien — wenn er vor dem Leiter der Buchhaltungsabteilung stehen blieb — mit seiner sanften Blondheit geradezu als das Urbild untertäniger Dienstfertigkeit. Was er, was selten geschah, irgend einen kleinen Fehler und wies man ihn deshalb zurecht, so erörtere er wie ein Mann und mit dem Verzeihen. Gegen seine Kollegen behauptete er sich höflich und zuvorkommend. Aber gerade deshalb war er die Zielscheibe aller guten und ganz besonders aller bösen Ehetzer. Fufnagel hatte nämlich nie im Leben Ansehen, jemals vor das Angeficht des Menschenfressers zu treten; der Direktor ahnte sicherlich nicht einmal, daß in seiner Bank ein einbundesfischer jähzorniger verheirateter Mann mit Namen Fufnagel arbeitete. Die vor dem Menschenfresser stützenden Beamten sahen in Fufnagel ihre Angst verkörpert, doch die Bedauern nach dem alten Rezept der menschlichen Schwäche nicht sich selbst, sondern jenen, in dem sich diese Angst am aufrichtigsten offenbarte.

Eines Morgens erfuhren die Beamten der Buchhaltung ein großes Ereignis: Ihr Vorgesetzter war zum Leiter der Präsidialabteilung befördert worden.

„Wer wird sein Nachfolger?“ wurde stundenlang gestritten und geraten.

Da ließ ein Späßvogel aus der Warenabteilung für eine Minute in die Buchhaltung hinüber, wechselte dort ein paar Worte mit dem einflussreichen Vertreter des Vorgesetzten und eilte dann wieder in seine eigene Abteilung zurück.

„Kinder“, teilten die Eingeweihten ihren übrigen Kollegen mit, „es wird einen Späßvogel geben. Ihr werdet alle plagen vor Lachen. Einen solchen hat hat es, seitdem die Bank besteht, noch nicht gegeben.“

Nur Fufnagel ließ man aus dem Spiel. Der Späß sollte auf seine Kosten gehen.

Eine halbe Stunde später klingelte das Telephon in der Buchhaltung. Das Präsidialbüro wünschte Herrn Fufnagel zu sprechen.

„Bitte sehr“, sagte Fufnagel mit leiser Stimme ins Telephon.

„Der geschäftsführende Direktor läßt Sie zu sich bitten“, lautete die Antwort.

„Mit—ich?“ stammelte Fufnagel.

„Ja. Ich will.“ Unterdrückter Jubel jauchzte. — Im Atelier findet sie das Arbeitskleid auf dem Boden, es ist von der Maschine hinab gegliedert. Sonderbar, denkt sie und nimmt die Arbeit auf, ohne die Fragen nach dem Zweck ihres Gespürs mit dem Chef zu beantworten.

Bei der Pause aber geht es wie ein Lauffeuer durch die Ateliers: die „Neue“ wird den Chef als Geschmacksdame bei der Einkaufsstreife begleitet.

„Wie auffallender Hasi legt die „Neue“ den Hut auf, eilt, entgegen der Gewohnheit, mit kurzem Nicken am Pfortner vorbei.

„De, Fräulein, öffnen Sie doch Ihr Täschchen!“ ruft der sie an. Erschrocken gehorcht sie. Das hatte sie heute in der Freude vergessen.

Wühtratisch sehen die scharfen Augen des Pfortners in das offene Täschchen. Ein Griff. Zwischen dem Taschentuch zieht er ein Stück der kostbaren Spitze hervor. „Aha“, grunzt er, „endlich haben wir die Diebin!“

Das gegitterte Gefängnistor schließt sich hinter ihr. Schen wie ein gebrochtes Wild geht sie vorwärts, sieht mißtrauisch rückwärts, als fürchte sie einen Verfolger. Als sie die Tür ihres möblierten Zimmers öffnet, kommt die dicke Wirtin aus der nebenan liegenden Küche, stemmt die Hände in die breiten Hüften, sieht sie mit unerschämten Blicken an, nicht nachlässig: „War es schon in die Sommerfrische, he? Na, en bißchen Landspazier kann dabei nicht schaden, was? Und hier ist Schluss. Aberlich. Das hat ich immer getan. Auf Reputation gehalten, am Essen suchen Sie Ihnen eine andere Wohnung. Ich danke für jetzt. Versteht Sie?“ Knallend schlägt die Tür hinter der Wirtin ins Schloß.

„Lodmilde ist die Gehefte, finkt auf einen Stuhl, grübelt, wartet. Zeit hat kein Ende.“

Endlich kommt die Schwester beim. Welch trauriges Wiedersehen. Beide weinen, und keiner weiß Tröst.

„Ich schäme mich so“, jammert die Jüngere.

„Kümmere dich nicht um das. Warum schämst Du dich?“

„Weil Du im Gefängnis gewesen bist.“ Klingt es grausam. Ausdruckslos hebt die Ältere langsam die schlanken, edelgeformten Hände hoch: „Glaubst Du, daß sich diese Hände an fremdem Eigentum vergreifen haben?“

Die Augen der Schwester werden aus. Ein Schauder überläuft sie: „Was tut's, die Schande bleibt.“

„Du schämst Dich wegen der Strafe, nicht wegen der Schuld?“

„Ja. Sie, lieber Fufnagel. Und zwar handelt es sich um die Befragung der Stelle des Buchhaltungsvorstehers. Das nenne ich Glück, Herr Fufnagel. Ich gratuliere.“

Dem Buchhalter traten die Schweißtropfen auf die Stirn. Er verstand das alles nicht. Er, Alois Fufnagel, der einbundesfischer jähzorniger Verheirateter, sollte jetzt tangiertere Kollegen überprüfend, Abteilungsleiter werden? Er legte die Fingerringe ab, strich sich mit beiden Händen zuerst über die Haare, dann über den Anzug, klopfte mit dem Taschentuch den Staub von seinen Schultern, richtete sich die Halsbinde zurecht und eilte aus dem Saal.

Als sich die Tür hinter Fufnagel geschlossen hatte, brach die ganze Abteilung in ein schallendes Gelächter aus. „Er ist reingefallen...! Er ist hineingefallen...! herrlich...! Was da jetzt herauskommen wird!“ rief man durcheinander.

Ein rotblonder Jüngling stellte den Antrag: „Es wäre gut, der Rettungsgesellschaft zu telefonieren. Denn Fufnagel wird sicherlich in Dymnack fallen, wenn er erfährt wird, daß...“

Fünf Minuten verstießen unter gespannter Erwartung. Nach Verlauf von weiteren fünf Minuten begann man in der Abteilung nervös zu werden. Man schickte einen Eilboten zur Präsidialabteilung, von wo man zurücktelefonierte.

Fufnagel kam noch immer drinnen bei dem Menschenfresser. Es vergingen weitere fünf Minuten, dann wieder fünf Minuten; Fufnagel kam aus dem Zimmer des Direktors noch immer nicht heraus.

„Vielleicht ist ihm schlecht geworden“, meinte der rotblonde Jüngling. „Ich habe ja gesagt, man sollte der Rettungsgesellschaft telefonieren.“

Nach weiteren fünf Minuten endlich kam Alois Fufnagel aus der Höhe und begruß beide Hände in die Hosentaschen. So ging er über den Korridor.

Die Beamten der Abteilung betrachteten entsetzt das lächelnde Gesicht Fufnagels. Sie glaubten, er sei verrückt geworden. Alois aber blieb in der Mitte des Saales stehen, setzte den rechten Fuß vor, hob den Kopf noch etwas höher, räusperte sich und sagte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß mich der geschäftsführende Herr Direktor zum Vorsteher der Abteilung ernannt hat.“

Der Menschenfresser ließ den Sekretär der Präsidialabteilung, Herrn Moser, zu sich kommen. „Ich habe soeben einen ganz sonderbaren Menschen kennengelernt“, sagte er. „Den Fufnagel?“ fragte Herr Moser, gleichsam am Rande zögernd. „Ich kann nichts dafür, und ich bitte...“

„Ihre gültige Nachsicht, daß ich einen Augenblick nicht auf meinem Platz war und er ohne jede Erlaubnis hier eindringen konnte...“

„Sie brauchen sich durchaus nicht zu entschuldigen. Dieser Fufnagel scheint ein ganz vorzüglicher Mensch zu sein. Denken Sie sich nur: Er stellte mich vor eine vollendete Tatsache. Er bedankte sich ganz einfach, daß ich bei Befragung der Stelle eines Buchhaltungsvorstehers seiner gedulde habe, und er erklärte mir, daß ich mich in ihm nicht ärgern werde. Wissen Sie, so etwas geschieht mir. Ein Mann, der mir ganz einfach seine Abficht aufdrängt. In diesen Menschen wohnt Talfrucht, Unternehmungsgestalt. Solche Leute kann ich gebrauchen. Ich habe ihn daher zum Vorsteher der Buchhaltung ernannt.“

Bier machen sich wehrhaft.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1813, erzählt von Florentine Gebhardt.

Es ging dem Mittag zu. Die vier Wandergesellen, die den letzten Vorlesungsmorgen lang unermüdetlich vorwärts geschritten waren, zuletzt durch Wald, und sich nun der offenen Gräben näherten, machten Halt.

„Halt, halt, Stavenhagen, müssen einmal ausspannen.“ Das war die Antwort auf einen eben gemachten Vorschlag, „damit wir noch vor Nacht bis Biegnitz kommen. Ist doch ein verdammt still Weg bis zu diesem Breslau. Daß sie jetzt so einen entlegenen Ort zum Treffpunkt bestimmt haben!“

„Tun wir das nicht alle?“ Reife nicht die Ältere und empfindet die Last einer neuen Einsamkeit.

Am anderen Morgen. Auf dem Arbeitsamt gibt man ihr Anweisungen. „Wohin sie kommt, wiederholt sich dieselbe Frage nach Durchsicht der Papiere: „Wo waren Sie zuletzt?“

Dann ein Aufschlagen. Sie ist verurteilt. Vorbestraft — ist der Schatten, der für immer zwischen ihr und dem Leben steht.

In der neuen Wohnung kennt man ihr Unglück nicht. Dennoch quält sie eine innere Unruhe, die härter und stärker wird und sie ruhelos durch die Straßen geht. Sehnsucht nach Frieden, Ruhe überkommt sie. Dampfe Gedanken lodern. Klein Wunder. Bald ist das letzte Ersparnis verzehrt und dann? Ein Herr kommt eiligen Schrittes vorbei, sieht sie an, knipst, bleibt stehen. Der Chef der Konfektionsabteilung, höflich läßt er den Hut. „Welch sonderbarer Zufall. Schon zweimal hatten wir nach Ihnen geschickt.“

„Nach mir?“ Bitter klingt es. „Wirklich, ich habe die Spitzen nicht genommen.“ In heißer Scham birgt sie das Gesicht in den Händen.

„Ich weiß es. Fräulein Amberg war die Diebin. Gestern wurde sie auf frischer Tat abgefaßt. Sie brach zusammen und machte ein Geständnis. Weil ihr gekündigt war und Ihnen nicht, wollte sie sich an Ihnen rächen und Ihre Stellung einnehmen. So ist es geschehen.“

„Dorum?“ Erschrocken Auges sieht sie abweisend zurück, eine Flut Dunkelheit und Leid. In jäher Bewegung streift sie die Hände gegen ihn. „Ist es wirklich wahr?“

„Ja. Fräulein Heller, hm“, streicht er das Kinn, „ich denke, Sie gehen jetzt mit mir ins Atelier. Oder haben Sie schon eine Stellung?“

Reife schüttelt sie den Kopf. Tränen rollen über ihre Wangen. „Fräulein Amberg hat das Geständnis ihrer Schuld gemacht?“ wiederholt sie wie abwesend.

„So ist es, Fräulein Heller. Also Kopf hoch! Und übermorgen treten wir die Einkaufsstreife an. Neue Eindrücke werden Ihnen gut tun.“

„Und Fräulein Amberg?“ beschäftigt sie sich unheimlich mit dem Schicksal der anderen.

„Sie wird ihre verdiente Strafe erhalten.“

„Die Kermisse“, schluchzt Fräulein Heller kurz auf, „soll hätte es nie getan, wenn sie wüßte, was hernach kommt.“

Ein gutes Lächeln sieht um die Lippen des Mannes, als er sie ansieht: „Sie Idealistin.“

„In Berlin ging's ja nicht. Es steht noch voller Franzosen. Just wie in Frankfurt, als ich da ankam. Heimlich war ich fort aus meiner Lehrstelle mit meines Lehrherrn kleinem Kofferchen und im Kofferchenmantel, mit folischem Bart, daß sie mich nicht erkennen sollten.“

„Ein kugelförmiges Stütz für so einen Jungen wie Du, Ferdinand! Aber freilich, daß Du Vater und Mutter noch mal vorher hast sehen wollen, verstehst man. Daß die Mutter dich aber überhaupt fortließ!“

Ferdinand, der jüngste der Vier, der einen Stuhlteil im der Faust und einen alten umgeschulften Reiterfahel trug, seufzte: „Ward ihr schwer, aber was sollte sie tun? Vater fand es richtig. Wenn er mir auch weber Gaul noch Waffen geben konnte — bloß die drei Taler Begehrung.“

„Waffen hast ja!“ Der neben ihm Stehende wies auf den Säbel.

„Hab's Euch doch erzählt, Peter Fischer, den hab' ich vom dem alten Förster, der mich vorgefunden nach beherbergte.“

„Hätte Dir auch lieber einen Schießsprinkel spendieren können!“

„Hätte keinen übrig. Und ich rednete auch auf den alten Jordan in Jauernitz, was meines Schwagers Vater ist. Aber da traf ich auf französische Einlieger — mußte mich heimlich wieder weitermachen. Na, geht Taler gab er mir, und wenn wir in Biegnitz sind, laufe ich mir dafür 'ne Flinte.“

„Wenn wir nicht vorher aus irgendwelchen Waffen beschaffen können — für uns!“ Das sagte Peter Fischer murrend. „Hab' doch gemeint, wir würden auf irgendwelche Reste der Großen Armees stoßen und den Lumpenpenken ihre Hintern abklappen können. Aber gerade jetzt ist kein einziger Franzos' zu treffen, weit und breit, just, wo wir wandern.“

„Vielleicht ganz gut so. Dann kommen wir nicht erst in Versuchung, an Schwächen und Defiziten Gewalt zu üben, ehe der Krieg beginnt.“ Das sagte ein bisher schweigender Gebliebener, mit klugem, durchgegründetem Antlitz. Peter Fischer lachte halb spöttisch: „Da geht der Theolog heraus. Bergmann. Aber ich denke, wir lagern und frühstücken. Wie wäre es drüben an der Bösung? Da sieht man gleich über die ganze Straße hin.“

Ferdinand streifte als erster schon dorthin. Aber dann hielt er inne, wies nach vorn, machte ein Zeichen zur Vorsicht und raunte: „St! Was ist das? Leute von unserer Art, oder...?“

Nun gewahrten sie alle eine lagernde Gruppe, ein oben zweihundert Schritt entfernt, hart am Waldrand. Uniformen? Ferdinand piffte leise durch die Zähne: „Wäntenbergische. Ich kenn mich drin aus. Was für Truppen sind anno 6, 8 und 12 nicht bei uns durchgezogen! Still, daß sie uns nicht merken!“ Bergmann aber, der die Blide, die von den anderen gewechselt wurden, wohl verstand, flüsterte: „Keine Gewalt! Sind doch aus deutschem Blut.“

„Aber wir auf Kriegspfadern“, widersprach Fischer. „Wollen ja ihnen nichts tun, bloß die Gewehre haben.“

„Ob sie uns die gutwillig geben?“ meinte Stavenhagen. „Sind ja ihrer zudem viel mehr als wir.“

„Nicht lange bestimmen, näher heran! Sie scheinen ja zu schlafen.“ Und vorsichtig prüfeten sich die Vier, wieder in den Wald biegend, von hinten an die Lagernden heran. Elf Mann waren es, die lang ausgestreckt auf dem Rasen lagen, die Rücken an Baumstämme gelehnt, müde vor sich hin stierend, abgerissen ausschauende, halbverhüllte Kerle. Hier, an offener Straße, am hellen Tag, vermuteten sie wohl keinen Überfall. Denn ihre Gewehre lehnten ein paar Schritte entfernt an einem Baum, und der Straße zunächst stand ein Pferd, mit dem Bügel an einem Ast gebunden. Ein paar rasch gewechselte Zeichen... dann schlich Fischer sich zu den Gewehren, sagte eines, reichte es Bergmann hinüber, ein zweites Stavenhagen, griff zum dritten. Da kniete das Fußgänger, daß ihn barg. Einer der Lagernden sprang und rannte auf dem Gewehrhaufen zu. Aber die Vier besannen sich nicht lange. Sie brachen mit lautem Hurra aus dem Walde. Das brachte die Lagernden allesamt auf die Füße. Aber weil sie vielleicht eine größere Zahl von Angreifern vermuteten, oder auch zu mair zur Gegenwehr waren, redten sie nur schreiend die Arme: „Bardon, Bardon! Nicht toschlagen!“ Dann wandten sie sich zur Flucht. Die Vier stürzten sich auf die Waffen. Ferdinand, eine eroberte Büchse in der Linken, löste

Der Krug von Nübel / Skizze von Erik Lorenzen

Der Krug von Nübel / Skizze von Erik Lorenzen

Der Hellscher.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Der Krug von Nübel / Skizze von Erik Lorenzen

Der Krug von Nübel / Skizze von Erik Lorenzen

Der große Scheich.

Skizze von Kurt Dilllage.

Der Steinschmied.

Skizze von Erik Lorenzen.

Der Steinschmied.

Künstliches Gras auf Rasenplätzen.

Rasenplätze, die das ganze Jahr hindurch in frischem Grün strahlen, wird demnach die Stadt New York besitzen, vorausgesetzt, daß ein kürzlich unternommener Versuch die Erwartungen erfüllt.

Werden wir künstliche Serringe essen?

Die betrübliche Tatsache, daß die großen Serringschwärme die Nordsee immer mehr meiden und so die Fischdampfer zu stets weiteren und damit kostspieligeren Reisen zwingen, hat englische Gelehrte auf den Gedanken gebracht, ob man nicht die nachstehenden Fische gewissermaßen künstlich herstellen könne.